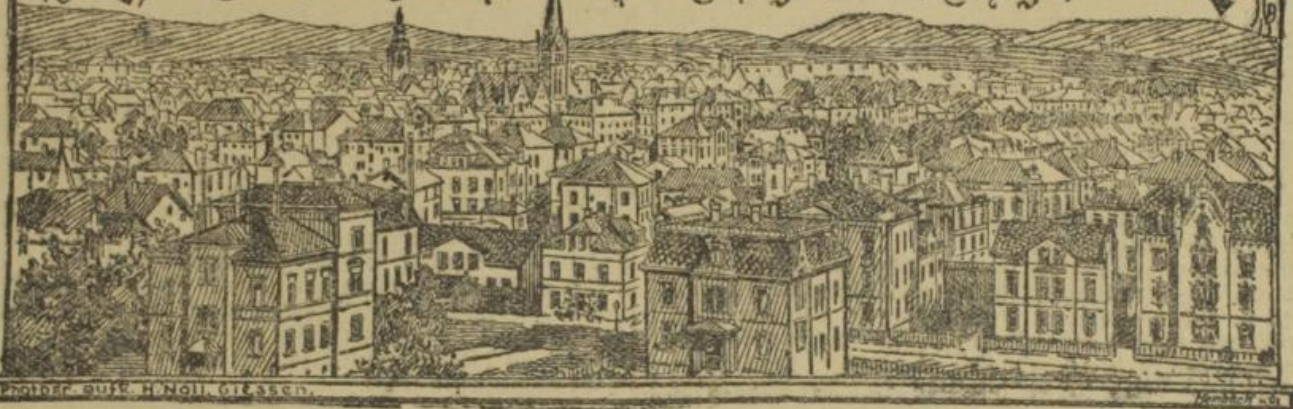


Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Kinderseele.

Roman von Reinhold Detmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Auf der Landstraße wäre die Situation für die Insassinnen des leichten Fahrzeuges wohl nicht zu bedenklich gewesen, hier aber drohte ihnen in jedem Augenblick die Gefahr, daß das zügellose Pferd geradeswegs in den See hineinfuhr, dessen steiler Uferhang an den meisten Stellen eine beträchtliche Höhe hatte. Margarete hatte diese Gefahr sofort erkannt, und sie hatte ihre Geistesgegenwart nicht verloren. So schnell es geschehen konnte, bestrafte sie Dietlinde und sich aus den Decken und Fußsäcken, mit denen sie sich gegen die Kälte geschützt hatten. Dann, als sie ihre Glieder freifühlte, schlang sie ihren Arm um das zitternde Kind, drückte es fest an sich und sprang mit ihm mitten in eine mächtige Schneewehe hinein, die der Wind an einer Wegbiegung aufgehäuft hatte.

Es war nicht anders, als wäre sie in einen hochgetürmten Haufen weicher Federn gefallen. Der nachgebende Schnee hatte sie und ihren Schützling vollständig eingehüllt, sie fühlte ihn im Nacken, in den Ohren, und es kostete sie Mühe, sich aus dem Haufen wieder herauszuarbeiten. Aber sie war unversehrt geblieben, und sie durfte sicher sein, daß auch Dietlinde, die sie im Fallen durch ihren eigenen Körper geschützt hatte, ohne Verletzung davongekommen war.

Daß sie sehr wohl daran getan hatte, den Sprung zu wagen, und daß es keine Minute zu früh geschehen war, bewiesen ihr der hundert Schritte weiter auf der Seite liegende und allem Anschein nach erheblich beschädigte Schlitten und daß sich am Boden wälzende Pferd, dessen ungestüme Versuche, wieder auf die Beine zu kommen, durch das Riemenzeug vereitelt wurden. Wahrscheinlich hatte sich eine der Schlittenkufen hinter einem Felsstück oder einem Baumstumpf verfangen, und der heftige Ruck des plötzlich festgehaltenen Fahrzeuges hatte das Tier zu Fall gebracht.

Atemlos kam jetzt der Kutscher heran. Margarete beeilte sich, ihn zu beruhigen.

„Der kleinen Baronesse und mir ist nichts geschehen,“ rief sie ihm zu. „Sorgen Sie nur für das Pferd!“

Dietlinde hatte keinen Laut von sich gegeben, sondern sich nur mit allen Kräften an die junge Beschützerin geklammert, und es schien, als ob sie sich noch immer nicht entschließen könne, die Arme von dem Körper Margaretes zu lösen. Sie war gleich der Erzieherin von oben bis unten mit Schnee bedeckt, und ohne auf den Zustand ihrer eigenen Toilette zu achten, bemühte sich Margarete, die Kleine notwendigerweise zu säubern, und trug sie dann zu der Stelle, wo der Kutscher inzwischen das heftig zitternde Pferd glücklich auf die Füße gebracht hatte. Auch den Schlitten hatte er aufrichtigen vermocht, aber seine niedergeschlagene Miene be-

wies, daß er den Zwischenfall damit noch nicht als abgetan ansah.

„Zu dem Schlitten bring' ich Sie nicht nach dem Schlosse zurück, Fräulein,“ sagte er. „Die eine Kufe ist gebrochen, und das Geschirr ist beinahe ganz hin. Was soll ich bloß anfangen?“

Margarete war bestürzt, denn sie fürchtete für die Gesundheit des vor Frost zitternden Kindes. „Wie weit ist's bis zum nächsten Hause?“ fragte sie.

„Zu Fuß ist's bis an die ersten Häuser von Reinswalbau immer noch eine gute halbe Stunde, Fräulein. Das Fischerhäuschen liegt ja auf halbem Weg. Aber da drinnen ist jetzt kein Mensch.“

„Kommt nicht ein Automobil? Glauben Sie, daß es hier in der Nähe vorüberfahren wird?“

Der Kutscher hatte aufgehört. „Das kann nur das Auto vom Herrn Oberleutnant sein,“ meinte er. „Wenn ich bis an den Durchschlag laufe, fang' ichs noch ab.“

Er wartete nicht erst auf eine Ermächtigung, sondern rannte in der Richtung davon, aus der das Geräusch des Kraftwagens vernehmlich geworden war. Margarete streifte dem Kinde das durchnässte Mäntelchen ab und wickelte es in eine der Decken.

Sie war eben damit fertig geworden, als sie den Kutscher in Begleitung eines Herrn daherkommen sah, der sich auf einen Stod stützte, und dessen Gebreden bei der Haft, mit der er vorwärts strebte, ziemlich augenfällig zutage trat. Sie erkannte in ihm sofort den Oberleutnant Kaschnien wieder, den sie ja bei der Beisetzung gesehen hatte.

Aber auch Dietlinde hatte ihn erkannt, und sein Ausblick mußte sie mit der größten Freude erfüllen, denn sie suchte sich ungestüm aus der hindernden Decke zu befreien, um ihm entgegenzueilen. „Onkel Herbert!“ rief sie. „Oh, Onkel Herbert!“

Schreden wie Kältegefühl waren mit einem Male ganz und gar vergessen.

„Dita! Meine liebe, kleine Dita!“ grüßte auch er schon von weitem. „Auf solche Art muß der Zufall uns endlich zusammenführen! — Sie hat doch keinen Schaden erlitten, Fräulein?“

Die Frage war rasch und besorgt an die noch immer ganz mit Schnee bestäubte Margarete gerichtet, die er in seiner Aufregung noch nicht einmal begrüßt hatte. Er sah sie auch gar nicht an, sondern beschäftigte sich, nachdem sie ihm eine kurze, beruhigende Antwort gegeben, nur mit dem Kinde, das unter Lachen und Weinen beide Arme um seinen Hals geschlungen und das Gesicht zärtlich an seine Wange geschmiegt hatte.

Es war eine Wiedersehensfreude, deren geradezu stürmischer Charakter Margarete in lebhaftem Erstaunen versetzte, denn wenn auch Dietlinde in den Tagen ihrer Krankheit häufig nach dem Onkel gefragt hatte und sehr traurig darüber gewesen war, daß er nicht kam, hatte sie doch seinen

Namen nicht mehr genannt, seitdem Jadwiga einmal gesagt hatte, der Onkel sei wieder abgereist.

Die freudige Nahrung des Mannes schien kaum geringer. Er fand die herzlichsten, liebevollsten Worte und wurde nicht müde, die Wangen der Kleinen zu streicheln. Ohne der Erzieherin sein Gesicht zuzuwenden, sagte er endlich in ziemlich bestimmter und gebieterisch klingendem Tone: „Die Kleine muß selbstverständlich so schnell als möglich in ein warmes Bett. Mein Auto hält nur ein paar Schritte von hier, und wir können mein Haus in zehn Minuten erreicht haben. Bis nach Klein-Ellbach würden wir mehr als die vierfache Zeit brauchen, denn ich kann mit dem Automobil nicht durch den Wald und müßte einen großen Umweg machen. Ich nehme an, daß Sie gegen meinen Vorschlag nichts einzuwenden haben, und daß Sie Dietlinde begleiten.“

„Gewiß, Herr Oberleutnant. Auch ich bin der Meinung, daß die Sorge für Dietlindes Gesundheit jetzt allen anderen Rücksichten vorangehen muß.“

Sie hatte es mit ruhiger Freundlichkeit gesagt, und ohne sich durch die Formlosigkeit seines bisherigen Benehmens verleitet zu zeigen. In ihrer Ausdrucksweise aber oder auch vielleicht nur in dem Klang ihrer Stimme mußte etwas gefehlt sein, das Herbert Rasmussen überraschte. Zum ersten Male sah er ihr voll ins Gesicht und in demselben Augenblick auch lächelte er mit höflicher Verneigung seinen Hut.

„Ich brauche mich, wie ich Ihren Worten entnehme, nicht mehr vorzustellen. Aber wenn ich mir die Frage gestatten dürfte, mein Fräulein, mit wem ich —“

„Ich heiße Othmar und bin Dietlindes Erzieherin. Wir wollen nun keine Zeit mehr verlieren — nicht wahr?“

Rasmussen hob die Kleine auf seinen linken Arm und schritt der Stelle zu, wo sein Kraftwagen halt gemacht hatte, weil der eigentliche Uferweg für ihn kaum passierbar war. Mit wachsender Verlegenheit mußte Margarete, die ihm folgte, das Geplauder des plötzlich ganz verwandelten Kindes anhören.

„Hast du denn Fräulein Margarete noch gar nicht erkannt, Onkel Herbert?“ fragte sie. „Oh, sie ist so gut! Und ich habe sie noch lieber als Josepha — viel, viel lieber! Und ich würde jetzt ganz gewiß tot sein, wenn sie nicht mit mir aus dem Schlitten gesprungen wäre. Aber du mußt sorgen, Onkel Herbert, daß sie auch gleich in ein warmes Bett kommt. Sie ist ja auch in den tiefen Schnee gefallen und gewiß noch kälter als ich. Wenn du nicht so viel Betten hast, will ich lieber in keines, denn Fräulein Margarete soll nicht krank werden. Du mußt aufpassen, daß sie gesund bleibt.“

„Ich werde sicherlich alles tun, was in meinen Kräften steht“, versprach er, und Margarete hörte aus seiner Stimme, daß er lächelte. „So, da haben wir den Wagen. — Vorwärts, Stewert — mit der zweiten Geschwindigkeit! — Darf ich bitten, mein Fräulein! Ich setze mich zum Chauffeur.“

13. Kapitel.

Eine halbe Stunde nach ihrer Ankunft in der Villa Rasmussen dürften alle Beteiligten die beruhigende Gewißheit hegen, daß der Unfall so glimpflich abgelaufen war, als man sich nur wünschen konnte. Dietlinde lag, bis zum Hals hin weichen, durchwärmten Decken eingebüllt, auf einem Ruhebett im Salon, denn sie hatte durchaus nicht in ein richtiges Bett wollen, nachdem sie erkannt hatte, daß alle ihre Witten Margarete nicht bewegen würden, es ihr nachzutun. Der durchnähte Mantel der Erzieherin hing zum Trocknen in der Küche, und sie hatte nur weniger Minuten bedurft, um mit Hilfe der Wirtschafterin die Spuren des Geschehnisses aus ihrer Kleidung zu tilgen. Nur ihr feuchtes Haar gab noch Kunde davon; aber seine prächtige Fülle wurde dadurch, daß es sich enger an die Schläfen gelegt hatte, nur um so augenfälliger offenbar, und sie hatte gewiß niemals schöner ausgesehen als in ihrer begreiflichen Freude über den glücklichen Ausgang des bedenklichen Abenteuers.

Herbert Rasmussen war diskret verschwunden, nachdem er seine Schützlinge der Fürsorge seiner Wirtschafterin anvertraut hatte, und erst eine Viertelstunde später hatte er durch die alte Dame anfragen lassen, ob er sich persönlich überzeugen dürfe, daß alles Erforderliche für seine kleine Nichte geschehen sei. Vergnügt hatte ihn Dietlinde begrüßt, und sie würde gewiß tobannglücklich gewesen sein, wenn er Miene gemacht hätte, sie wieder zu verlassen.

Aber der Oberleutnant schien eine derartige Absicht gar nicht zu hegen. Gleich nach seinem Eintritt erschien ein Diener, der Lee für Dietlinde und ein Glas dunkelroten,

würzig duftenden Blühweins für Margarete brachte. Als sie das starke Getränk dankend ablehnte, ließ er nicht nach, in sie zu dringen, bis sie endlich daran genippt hatte. Und sie wußte ihm nun im stillen doch Dank für das köstliche, belebende Wärmegefühl, das ihren Körper durchströmte.

Daß sie in die Annahme der Einladung gewilligt hatte, beunruhigte sie nicht im geringsten. Es hatte ihr natürlich nicht verborgen bleiben können, daß zwischen Klein-Ellbach und der Villa Rasmussen keinerlei Verkehr bestand, und gelegentliche Andeutungen Josephas hatten sie wohl auch das Vorhandensein eines tiefer gehenden Zerwürfnisses vermuten lassen; aber niemand hatte ihr verboten, eine Verührung Dietlindes mit dem Bruder ihrer Mutter zu verhindern. Selbst wenn es geschehen wäre, würde sie vermutlich ein derartiges Verbot unter den gegebenen Umständen unbedenklich übertreten haben. Für sie gab es keine heiligeren Pflichten als die gegen das ihrer Obhut anvertraute Kind.

Auch daß sie als junges Mädchen die Gastfreundschaft eines ihr völlig unbekanntem lebigen Mannes genoss, bereitete ihr keine Verlegenheit. Sie war ja nicht um ihrer selbst willen hierher gekommen, sondern nur in ihrer Eigenschaft als Dietlindes Hüterin. Sie hätte sich auch durch ihre Stellung hinlänglich gegen jede Mißdeutung geschützt gefühlt, wenn der Gedanke an die Möglichkeit solcher Mißdeutung überhaupt in ihr aufgestiegen wäre.

Während Rasmussen mit dem Kinde plauderte, saß sie an einem Fenster des mit erlesenem Geschmack, aber ohne die steife, prunkhafte Vornehmheit der Klein-Ellbacher Repräsentationsräume ausgestatteten Salons, nur mit halbem Ohr auf das Gespräch der beiden hörend, und ohne zu bemerken, daß der Blick des Oberleutnants immer wieder zu ihr herüberflog. Ohne sich Rechenschaft über die Ursache zu geben, empfand sie dies kleine Erlebnis als etwas sehr Schönes, als einen heiteren Sonnenblick inmitten der grauen Dämmerheit eintöniger, bedrückender Tage. In dieser Umgebung konnte sie freier atmen als unter dem Dache des Klein-Ellbacher Schlosses. Hier fühlte sie nichts von den unheimlichen Schauern des Todes, die noch immer alle Räume des alten Herrenhauses zu erfüllen schienen.

Daß der Herr des Hauses sich mit ihr beschäftige, erwartete sie so wenig, als sie es wünschte, und sie fuhr fast erschrocken auf, als sie ihren Namen hörte.

„Ja, du darfst es mir glauben, Onkel Herbert“, hatte Dietlinde gesagt, „Fräulein Margarete würde ebenso große Freude daran haben wie ich. — Ach, liebes, liebes Fräulein, bitten Sie den Onkel doch auch ein wenig, daß er es tut!“

„Um was sollte ich Herrn Rasmussen bitten?“

„Darum, daß er uns auf seiner Violine etwas vorspielt.“

Er kann es ja so schön — so wunderschön!“
So flehentlich klang der Appell der Kleinen, daß Margarete wirklich den Mut aufbrachte, zu sagen: „Möchten Sie Dita nicht die Freude machen, Herr Oberleutnant? Sie hat eine so schwärmerische Liebe für die Musik.“

(Fortsetzung folgt)

Quitt.

Eine lustige Sommergeschichte von Else Krafft.
Sie lag am Strande und gähnte. War das langweilig! Der heiße Sand, die buddelnden Menschen, die gleichmäßig blaue, kaum bewegte See und der einschläfernde Wellenschlag. Nicht einmal Kurmusik oder Tanz irgendwo, keine Tennisplätze, keine luxuriösen Toiletten oder gar moderne Menschen... nein... nie wieder hörte sie auf den Rat ihrer Kollegen, wenn sie ihre Urlaubstrecke im Sommer machte.

Was hatte die Trude Richter gesagt?
Sich, himmlisch wäre dieses Dorkencou, malerisch schön und wimmelte von Herren, die Stranderoberungen machen wollen und natürliche, frische Mädels den aufgeputzten Damen der großen Seebäder vorziehen...

Meta hatte noch nichts Süßes, Himmlisches oder gar Männliches gefunden, das auf Stranderoberung ausging.

Es war schrecklich, daß die Männer sich so vor dem Belagerten und Eingefangenen fürchteten! Sie müßten es doch in der heutigen modernen Zeit endlich schon wissen, daß die Mädchen gar nicht so sehr auf das Geheiratetwerden erpicht waren, daß sie meistentheils ihren Beruf und ihre Selbständigkeit hatten und in den Erholungsferien im Sommer nur mal einen netten Wanderkameraden, einen starken Beschützer in dem Manne suchten, als immer gleich einen Heiratskandidaten!

Meta gähnte jetzt schon zum dritten Male. Und das so laut und vernachlässigt, daß sich die Gestalt, die schon eine ganze Weile in ihrer Nähe auf einem umgestüpften Fischerboot gefessen hatte, erschrocken umblickte und mit sehr vorwurfsvollen Augen auf den Störenfried seiner träumerischen Betrachtungen sah.

„Gräßlich, gleich so rot zu werden,“ dachte Meta, indem sie den hochgeschobenen Rock hastig über die Knöchel zerrte. „Wo kommt denn der mit einem Male her! Der war doch gestern noch nicht hier?“ Und sie legte dabei sehr ordnungsgemäß die Hand über den Mund, weil sie zum vierten Male gähnen mußte.

Da lachte der Mann. Ein ganz ruppiges, herausforderndes Lachen. zog die weiße Segelmütze von den braunen Haaren und verbeugte sich.

„Gnädige Frau sind ja schon auf dem besten Wege, sich zu erholen,“ meinte er, „denn die Müdigkeit hier am Strande macht stark.“

Gnädige Frau, sagte er, durchfuhr es Meta überrascht ... aha ... darum handelt der gute Mann auch so mit nichts dir nichts mit mir an! Na ... lassen wir ihn in dem Glauben, das ist mal interessant und sehr ungefährlich ...

Sie nickte sehr hoheitsvoll und würdevoll mit dem fischen, weißen Feinmütze und lachte auch.

„Das will ja mein Mann gerade, daß ich stark wieder heimkomme,“ log sie mutig darauf los.

„Meine Frau auch,“ meinte er, unwillkürlich näher an ihre Sandburg tretend. „Gestatten, Gnädigste ... Hellberg ... Fritz Hellberg!“

Sie nickte und rutschte, da er Miene machte, sich neben ihr im Sande zu positionieren, ein Stückchen zur Seite. Besser ein verheirateter Strandgenosse wie gar keiner, dachte sie, als sie das hübsche, lachende Gesicht sah.

„Sie sind wohl heute erst hier in diesem Weltbade angekommen?“

Er schüttelte den Kopf.

„Leider wohne ich hier gar nicht in diesem famosen Winkel,“ sagte er bedauernd. „Drüben im nächsten Badeort, der schon ein Kurhaus hat und zweimal die Woche Künstlerkonzert! Und das gemeinsame Baden wie hier ist verboten, links eine feudale Badeanstalt für Männlein, rechts eine noch feudaler für Weiblein. Hätte ich aber vorher gewußt, wieviel ungenierter und netter es hier ist, wäre ich sicher eine Station weiter mit dem Wimmelbühnen gefahren und hätte mich hier niedergelassen.“

„Das können Sie doch noch,“ sagte Meta.

Er zuckte mit den Achseln.

„Das sagen Sie so, gnädige Frau! Ich habe mein Zimmer gleich für drei Wochen gemietet, und hier soll alles Bessere längst fort sein, erzählte mir der Badedirektor. Na, da komme ich eben täglich her, es ist ja nur eine gute halbe Stunde Wegs mit meinen langen Beinen. Sind Sie schon mal oben durch den Wald am Leuchtturm entlang gegangen, gnädige Frau? Das ist der nächste Weg.“

Meta schüttelte den Kopf.

„Ich bin erst drei Tage hier und vom Strande noch gar nicht fortgekommen. Aber, wenn der Weg so hübsch ist —“

Er nickte eifrig.

„Ich zeige Ihnen den Weg, gnädige Frau, das heißt, wenn Sie keinen besseren Führer haben oder wollen.“

Und im Stillen dachte er: Wie kann eine Frau so unglaublich jung und mädchenhaft aussehen! Und so schlank.

Meta hatte das Gähnen vollständig aufgegeben. Vor Bergnigen über diesen wie vom Himmel gefallenen Wanderkammeraden warf sie ganze Hände voll Sand hoch, so daß die Körnerchen wie Silberregen durch die Sonne glitten.

„Au,“ meinte er da, „aber nicht in meine Augen, gnädige Frau, wenn sie gerade so was Schönes zu sehen bekommen haben.“

Sie ließ erschrocken die Hände gleiten und blickte sich um.

„Wo denn, was denn?“

„Über da lachte er schon wieder so ruppig und nett.“

„Etwas, was Sie selbst leider nicht sehr augenblicklich.“

Und er starrte so begeistert in das junge, frohe Gesicht unter den blonden Flechten, daß sich die Wangen darin noch rosenroter färbten.

Das war am ersten Tage ihrer Bekanntschaft gewesen. Am zwanzigsten Tage, dem viele wunderschöne vorangegangenen waren, die man mit Segelfahrten, Wald- und Strandpartien und gemeinsamem Schwimmen im Familienbade von Horstenuau ausgefüllt hatte, waren sie so gute

Kameraden geworden, daß sie heimlich gegenseitig die in der Ferne harrende Ehehälfte beneideten, die nun zum Empfang der Neugeborenen rüstete.

Seltam, wie wenig man gegenseitig davon gesprochen! Gatte und Gattin, Haus und Familie waren wie adgetan gewesen in dieser köstlichen Zeit der gemeinsamen Freuden, die blaue See, die geräuchernten Flundern, und das systematische Bräunen der Haut bildeten Gesprächsstoffe genug. Man hatte unbegrenzte Hochachtung voreinander, und es war die ganze Zeit nur bis zum Händedruck, allenfalls zum Handfuß gekommen. Bis auf den heutigen letzten Tag —

Auf halbem Wege, wie so oft, waren sich beide durch den dicken Wald am Leuchtturm vorbei entgegen gegangen, und nun, mitten in einer kreisrunden Pflanzung, in der zwischen Farrenstauben rote Erdbeeren glänzten, hatte man sich gefunden und stand stumm und erschrocken eine Weile auf derselben Stelle.

„Schrecklich,“ dachte Meta, von dem unerklärlichen Bittern ihres Herzens beunruhigt, „wenn alles nur auf Lüge aufgebaut ist. Was geben würde ich drum, wenn er mal nicht „gnädige Frau“ zu mir sagte.“ Aber ihm den Irrtum aufklären, nein, das ging über ihre Kraft und über ihr Ehrgefühl.

„Gräßlich,“ dachte er, ganz verstört in das vertraut gewordene Frauenantlitz starrend, „daß etwas schon ein anderer für sich eingefangen hat. Da hat man sich und seinen leichtsinnigen Hang nun mit der unterbienten Würde eines Ehemannes und Hausvaters gepanzert, und dabei um so gründlicher und schneller sein Herz verloren wie sonst im Urlaub, wenn man mit den jungen Mädels herumflirtete, die alle noch zu haben waren.“

Aber sie durfte das nicht wissen, gar nicht ansehen durfte er sie so, wie es jetzt sicher in seinen Augen loderte, daß war er ihrer reinen Freundschaft und ihrem Vertrauen schuldig. Und darum blickte er sich in seiner Verzweiflung nach der ersten, besten Erdbeere zu seinen Füßen, und ... „au“ ... sagten beide junge Menschen wie aus einem Munde, indem sie sich die heißen, aneinandergeprellten Köpfe rieben.

Meta hatte die Erdbeere auch pflücken wollen.

Und da, ... als er ihre hilflosen und traurigen Augen sah, wurde er ganz weich und zerknirscht.

„Gnädige Frau, ... ich bin ein ganz erbärmlicher Lügner und Ausschneider,“ sagte er ehrlich und impulsiv. „Und ich kann nicht in die Welt hinaus und von Ihnen fortjahen, ehe Sie mich nicht als den kennen, der ich wirklich bin. Der Name bleibt ja derselbe, und meine Stellung als kaiserlich-königlicher Postassistent in der Provinz Brandenburg auch, bloß die Frau, von der ich Ihnen in der ersten Zeit vorgegeschwindelt, die existiert leider noch nicht, um mir den Kopf zurechtzufegen. Ich bin ganz unbeweist ... wahrhaftig, ... aber nein, ... fortlaufen brauchen Sie wahrhaftig deswegen noch nicht vor mir, wie vor einem Räuber. Sie haben ja Schuld an dem Quatsch, ... jawohl, ... als Sie sofort von Ihrem Manne sprachen, dachte ich, ... na, dann hast du eben auch eine Frau, das klappert besser.“

Er schwieg und hielt sie regelrecht an ihrem weißen Kleide fest, weil sie tatsächlich vor ihm fortlaufen wollte. Und am ganzen Körper zitterte sie, und in das Lachen, das eben seltsam hell in ihre vorhin so abschiedswehen Augen gekommen, floss ganz unbewußt und did eine Träne ...

„Ich ... ich habe doch auch ... ge ... geschwindelt,“ ... stotterte sie, „i ... ich bin doch auch gar ... nicht ... ver ... ver ...“

Sie sprach aber das Wort nicht aus, weil er es schon herausgeschrien hatte wie ein Wilber.

„Dann ... ja dann sind wir ja quitt,“ jauchzte er, ... ja dann, ... aber das ist ja ein regelrechter Glücksfall, gnädige ...“ er stotzte, sah ihr heißes Gesicht, fühlte das Zucken ihrer Hände und griff blindlings zu.

„Madel, ... Gott sei Dank, ... das tut gut, so was sagen und fühlen zu können ...“

Da widerstrebte sie nicht mehr. Mitten in dem Farrengrund über den roten, leuchtenden Erdbeeren ließ sie sich von ihm küssen.

Lisel.

Skizze von Margarete Wolff-Meder.

Eines Tages im Sommer, als es sich im Gärtchen hinter dem Hause so schön spielen ließ, hatte man Lisel kurzerhand von ihrer Domäne, dem hellen Sandhausen, heruntergeholt, sie geleist und ihre zanzeligen Haare gebürstet, um sie dann ins allerfeinste weiße Kleidchen zu stecken. Darauf unterwies Mama sie noch einmal,

wie sich ein wölbherzogenes Kind zu benehmen habe, wenn es zur Schulaufnahme vorgestellt werde. Doch Uffel war kein Dummkopf und wußte längst Namen und Alter, Pappas Stand und die elterliche Wohnung anzugeben, und so trollte sie dann ohne große Aufregung dem großen Schulgebäude zu.

Sie benahm sich vor dem Herrn Direktor soweit auch tadellos, aber als sie ihren Abschiedskuß bereits gemacht hatte, blieb sie noch zögernd stehen, hob das feste Stumpfnäschen und sah den strengen Schulmann aus blauen Augen erwartungsvoll an.

„Jetzt heßt sie was aus,“ dachte Mutter und sah angstvoll nach Uffels Hand.

Uffel riß sich unwillig los, zupfte den Herrn Direktor am Jackett und fragte mißbilligenden Tones: „Na, aber Onkel, läßt du Bati nicht grüßen?“

Lächelnd bestellte der Direktor einen schönen Gruß an den Papa, Uffel dankte artig und ging nun zufriedengestellt an der Hand der Mutter hinaus. Aber Frau Anna war nachdenklich geworden.

Das ging ja gar nicht, daß Uffel den Herrn Direktor Onkel titulirte und so nannte. Das war allzulindlich und mußte ihr abgewöhnt werden. Das vertug sich nicht mit der Autorität der Schule.

Also hieß es, Uffel den Umgang mit Menschen lehren. Frau Anna fing sogleich an dem Besten vor, Uffel darauf aufmerksam zu machen, daß der Herr Direktor nicht ihr Onkel sei und nicht mit du, sondern mit Sie angeredet werden müsse, und daß Uffel überhaupt nicht mehr alle Menschen Onkel und Tante nennen dürfe, es heiße Herr, Frau oder Fräulein und Sie.

Uffel begriff diese Weisheit, die ihr die Mitmenschen fernern rüde, nicht so ohne weiteres und mußte in der Folgezeit so und so oft erinnert werden: „Uffel, es heißt Sie.“ Dann bekam Uffel einen roten Kopf und schlich beschämt davon. Einmal aber, als die Ermahnung den alten Milchmann betraf, der sie stets ein Stückchen auf seinem ratternden Milchwagen mitfahren ließ, stürzten ihr die heißen Tränen aus den Augen, und ein schluchzendes „Du ist aber lieber,“ kam, einem Schmerzensschrei gleich, über die zuckenden Kinderlippen. Frau Anna schüttelte den Kopf. Das Kind war doch sonst nicht dumm, in diesem Punkte war ihm aber schwer beizukommen. Der alte unhaltsamere natve Milchmann schien den Schmerz des Kinderherzens besser zu verstehen, als die eigene Mutter. Er tätschelte den blonden Kinderkopf und meinte vorwurfsvoll: „Es nich nötig, gnädige Frau, wo die Uffel und ich so gute Freunde sind. Denn Uffel sind eben noch alle Menschen gleich. Es hat etne so große Menschenliebe.“

Vielleicht hatte er recht der alte Mann, vielleicht war es die noch durch keinen Gedankens Klaffe angefränkelte Menschenliebe, die es dem Kinde so schwer machte, diesen Scheltz aus dem Paradiese seiner ursprünglichen Empfindungswelt in die Kulturwelt der Großen zu tun.

Doch als Uffel zur Schule kam, hatte sie es so leidlich gelernt, Sie sah aber den Herrn Direktor und auch die Lehrerin mit etwas verwirrten Augen an und das machte keinen guten Eindruck.

Und Uffels kleiner Kopf wurde immer verwirrter, nicht von den feinen Aufstrichen und bicken Abstrichen, von den i und u, von den a und o, die sie auf das Papier malen lernte, auch nicht von den Vese- und Rechenübungen. „Wenn's weiter nichts ist,“ hatte sie gleich nach den ersten Tagen die Schwierigkeit der Wissenschaft beurteilt, aber dieses Hin- und Hersehen in eine gänzlich andere Welt als die bisherige des einzigen Kindes in seiner stillen Kinderstube, seinem umhüllten sonnigen Gartenplatz, war das unendlich Schwierigere für Uffel.

Auf Schritt und Tritt gab es Beschränkungen der Freiheit. Bisher hatte sie gewohnt, wenn sie traurig war, laut und klingend gelaßt, wenn ihr Herz jubelte.

Jetzt bekam sie einen Tadel, als sie über die Maus, die ihre kleine Nachbarin aus dem Taschentuch geformt hatte, mitten in die Stunde hinein laut und hell aufschrie, und ein andermal, als ein Vöglein aus Fenster geflogen kam, auf die vielen eingesperrten kleinen Mädchen äugte und sie impulsiv und hell hinausschubelte: „Fräulein, das Vöglein will auch lernen,“ mußte sie in der Ecke stehen, denn die ganze Klasse hatte mitgebüßelt. Wo blieb da der Unterricht!

Mit dem Weinen war es noch schlimmer. Als die Lehrerin den Kindern ein Gedicht vorlas, in dem bei einem Brande eine Störchin mit ihren noch nicht flüggen Jungen verbrennt, schluchzte Uffel laut und herzbrechend und war durchaus nicht zu beruhigen.

Erst hatte die Lehrerin es mit gütlichem Zureden versucht, schließlich hatte sie Uffel im Interesse des Unterrichts aus dem Klassenzimmer geschickt. Das empfand Uffel, die sich keiner Ungezogenheit bewußt war, als ungerechte unbegreifliche Strafe. In Trotz und Schmerz schluchzte sie immer leidenschaftlicher, und plötzlich packte sie eine heiße Sehnsucht nach der Mutter. Sie stürzte davon, lief wie gejagt aus dem Schulhause und durch die Straßen des Städtchens heim.

Mit rotem Kopf und febernden Pulsen fiel sie der erschrockenen Mutter in die Arme, die mit großer Mühe das Geschehene herausbrachte.

„Ich will lieber nichts lernen, aber ich will nicht zur Schule, ich will immer hier bei dir bleiben, Mutter,“ beteuerte sie eifrig über das andere Mal. Und Frau Anna drehte ihr Kind ans Herz und suchte es unter Streicheln und Küssen zu beruhigen.

Sie schickte das Kind in den sonnigen Garten hinaus, wo es sich auf den hellen Sandhaufen, sein Eden ungetrübter Tage, niederwarf und mit nachdenklichen Augen in den Himmel starrte.

Frau Anna ging zur Schule und hatte eine längere Unterredung mit der Lehrerin. Diese beklagte sich bitter darüber, daß Uffel andauernd Störungen verursache. Es gebe so nicht weiter.

Frau Anna sah das vollkommen ein, sie bat um Geduld für ihr Kind, das ja durchaus nichts mit böser Absicht tue, und so schickerte Uffel so, wie sie war, wie ihr Mutterherz sie kannte. Deimgelommen, nahm sie Uffel ins Gebet und stellte ihr vor, daß man in der Unterrichtsstunde nicht immer seinen Gefühlen so stürmisch Ausdruck geben dürfe, wenn jedes Kind um jeder Kleinigkeit willen laut lachen oder laut und anhaltend weinen wolle, hörten die anderen Kinder nicht, was die Lehrerin sage. Uffel nickte in reuevoller Erkenntnis und versprach Besserung.

In der Folgezeit wurde es denn auch besser, und die Lehrerin war mit Uffel zufrieden. Uffel wußte, daß man seine Freude nicht so ohne weiteres in die Klasse hineinjubeln und seinen Schmerz nicht hinausgeschleusen dürfe. Wurde jetzt eine traurige Religionsgeschichte oder sonst etwas gelesen, was ihr kleines Herz rührte, so rückte Uffel auf dem Platz unruhig hin und her und schnitt Grimassen. Als die Lehrerin es einmal bemerkte und fragte, was sie denn habe, schluckte sie die Tränen rasch hinunter, stand auf und erwiderte: „O nichts. Ich weine wirklich nicht. Ich lache.“ Und sie verzerrte das Gesicht zu einem Lächeln.

Das waren so Uffels allererste Versuche, ihre Gefühle zu verschleiern.

Und sie lernte noch viel mehr in diesem ersten Schuljahr. Eines Tages waren einige ihrer kleinen Schulfameradinnen gekommen, und sie spielten im Garten unter den Kirschbäumen Schule. Gertrude war Lehrerin Renne, Hilbchen und Uffel Schülerinnen. Sie lasen und rechneten, und Gertrude ahnte die Lehrerin mit großer Gewissenhaftigkeit nach. „Nun müssen wir uns kneifen,“ sagte Renne zu Uffel, „kneif du mich.“

Uffel kam der Aufforderung nach, und Renne quetschte laut auf. Gertrude, die Lehrerin, rief sie mit strengem Töne an.

„Die Uffel hat mich gekneifen,“ wehte Renne.

„Uffel, komm vor,“ rief die Lehrerin.

„Nun mußt du lügen,“ belehrte Renne.

Uffel ging vor, sah zu Renne zurück und fragte: „Ja, wie ist lügen?“

„Ach, bist du dumm. Du mußt heulen und sagen, du hast mich nicht gekneifen,“ belehrte Renne.

„Ich mag's aber nicht,“ sagte Uffel mit verzweifelt unglücklichem Gesicht.

„Spielverderber,“ jubren Renne und Hilbe auf, und Uffel stand mit rotem verlegenem Gesicht da. Dann aber tat sie ihnen den Willen.

Und Frau Anna sah in der Laube und hörte alles, und ihr tat das Herz bitter weh. Am Abend, als die Kinder fort waren, nahm sie Uffel auf den Schoß und belehrte sie, daß das, was die kleine Renne ihr beigebracht hatte, etwas Häßliches sei. Uffel nickte und nannte es ein dummes Spiel.

Aber sie hatte nun doch gelernt, was eine Lüge ist, und wie man's anzustellen hatte, sich herauszureden.

Und so lernte sie, die in ihrem stillen Garten ein wenig einsam, einer kleinen, reinen Törin gleich, heranwachsend war, täglich Neues und nach Ablauf eines Jahres hatte sie sich in die Welt, die sie zuerst so verwirrte, so leidlich hineingefunden. Durch die Seele der Mutter aber ging oftmals ein stilles Bedauern.

Ein Scherzrätsel in Distichen.

Grün ist die Farbe der Pflanzung, der Jugend, des Genies. Die erste Silbe bestehet dir: es wird vor den Augen dir grün.

Wertvoll zur Förderung der ersten ist trotz des Geruches die zweite. Neche die nützliche: es wird vor der Nase dir schlecht.

Städte und Reiche, Theater und Schulen, sprich kurz seine erste, Danken dem Ganzen ihr Sein; Stiftung bedeutet es dann.

Gründet das Ganze gewagt auf Börie und Spekulation sich, Einerteil, industriell oder agrarisch: ist's saul.

Nähe den Straßen nach Licht und nach Wiese, sprich lang seine erste, Matt unter allerlei Dng ihn der Professor aufs Brett.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Schwach-Aufgabe in voriger Nummer

- | | |
|-------------------------|---------------------|
| 1) De7 - d6 | K f4 n. g5. ob. A.) |
| 2) Dd6 - h6 † | Kg5 n. h6. |
| 3) Ss5 - 17 † und Matt. | |
| A.) 1) | Sa5 - c8. |
| 2) Dd6 - d2 † | Kf4 n. e5. |
| 3) f2 - f4 † und Matt. | |